

ausdrückte – in seinem Herzen tragend. Heute, so van Voolen, habe sich die Erinnerung säkularisiert, habe sich in Museen abgelagert, was früher in zyklischer Wiederkehr der Gedenk- und Feiertage zeitlich erfahrbar war: Mit der Säkularisierung wurde die Zeit zum Ort.

Indes, in der *Schrift*, die von der nervös zerrissenen Zinkblechhaut, den zuckenden Linien, Zacken und »Voids« des Museumneubaus sich über Umriss und Giebel des alten Kollegiengebäudes nun zu dem stählernen Geäst des Glashofs schreibt, wird nicht nur dieser Wandel der Zeit zum Ort lesbar und sinnfällig, sondern auch der

Ort des Museums wird in der »projektiven Poesie« seiner Architektur, gemäß Libeskind's Credo, auf diesen Wandel in der Zeit hin transparent. Und wird lebendig vor allem durch seine Besucher, die sich, ob Jude oder Nichtjude, nun auch in dieser neuen kunstvoll-provisorischen »Hütte« aus Glas und Licht für ein paar Stunden »ergehen« können.



Marleen Stoessel
lebt als freie Autorin und
Kulturpublizistin in Berlin.

Annalisa Viviani

Ein erfülltes bürgerliches Leben

Hartmut von Hentigs Erinnerungsbuch

Der pathetisch anmutende Titel der Jugend-Autobiographie des 1925 in Posen geborenen Altmeisters der deutschen Pädagogik lässt zunächst befürchten, man werde es mit moralisierenden pädagogischen Erinnerungen zu tun haben. Zum Glück werden diese Bedenken alsbald zerstreut, handelt es sich doch um die Erzählung eines geglückten und meist glücklichen Lebens. Dass es von Hentig nicht in den Schoß gefallen ist, sondern zuweilen erkämpft werden musste, erfährt der Leser allerdings auch.

Als Diplomatensohn ist Hartmut von Hentig in Europa, den USA und Südamerika groß geworden: Posen und Berlin, San Francisco und Bogotá, Amsterdam und Garmisch-Partenkirchen sind die wichtigsten Stationen seiner privilegierten Kindheit und Jugend: »Ich war ›privilegiert‹ und musste dies nicht einmal wissen, um es auszukosten.« Der Lebensstil ist »großbürgerlich und gediegen«, sparsam und großzügig zugleich, die Kindermädchen

lehren ihn den Umgang mit dem eigenständigen Spielen, womit er später als Lehrer Erfolg haben wird. Seine Schulen sind erträglich, seine Freunde gebildet. Carl Friedrich und Richard von Weizsäcker gehören zum engeren Freundeskreis.

Der erste Band von Hentigs Memoiren beginnt mit der Erinnerung an den Verlust einer orangefarbenen Zelluloidente auf dem Atlantik – die Familie ist auf dem Weg nach San Francisco –, und er endet wieder auf hoher See, als der in Alten Sprachen an der University of Chicago frisch promovierte 28-Jährige sich mit dem Schiff auf den Heimweg nach Deutschland macht. Während der Überfahrt erteilt er amerikanischen Austauschstudenten Deutschunterricht, erklärt jungen Amerikanern, Holländern und Franzosen die Eigenart seiner Landsleute, bringt ihnen deutsche Lieder bei – und entdeckt nebenher die Passion seines Lebens: Lehrer sein. »Ich spürte, dass man mir Autorität antrug. (...) Ich hatte mit meinem

Beruf schon begonnen, bevor ich wusste, was ich tat – und hatte Freude daran.«

Seine Offenheit für alles Neue zieht sich wie ein roter Faden durch sein Leben. Seine Leidenschaft ist, »die Schule neu zu denken«. Seine grundlegenden pädagogischen Überzeugungen lassen sich unter dem Motto »Die Menschen stärken, die Sachen klären« subsumieren: Der Einzelne muss sich selbst vertrauen, bevor er etwas verstehen und sich anverwandeln kann. Über selbstbestimmtes Handeln und Verantwortung sollen Kinder und Schüler die Voraussetzung für das Verstehen und den Umgang mit komplexen Verhältnissen erlangen. Seine ideale Schule ist eine Gemeinschaft von Verantwortlichen, die durch die Gestaltung ihrer eigenen Lebensumwelt Regeln und Kenntnisse für das Leben in der komplexen Gesellschaft des Industriezeitalters erarbeitet.

Beobachten, Neugier auf Menschen, Ordnen von Erfahrungen und Beobachtungen – an diesen in der Kindheit erworbenen Grundlagen hält von Hentig zeit seines Lebens fest, das vorwiegend vom Vater, einem pflichtbewussten, asketischen preußischen Diplomaten, bestimmt wird. Begonnen hat es mit einem dramatischen Verlust: Als er noch kein Jahr alt ist, verlässt im Sommer 1926 die Mutter in Posen heimlich mit Sohn und Tochter Helga den Mann, der in Berlin weilt, und geht nach Reval zu ihren Eltern. In einer Nacht bricht dann der Vater in das Haus der Schwiegereltern ein, nimmt nach einem Handgemenge die beiden Kinder mit und findet Aufnahme beim Grafen Dönhoff im ostpreußischen Friedrichstein. Sechs Jahre dauert der Scheidungspro-

zess, der mit einem scheinbar gerechten Urteil endet: Der Sohn wird dem Vater, die Tochter der Mutter zugesprochen. Bald aber darf die Tochter, die der Mutter mittlerweile völlig entfremdet ist, zu ihrem Bruder nach Kalifornien, wo der Vater – inzwischen wieder verheiratet – deutscher Generalkonsul ist. In dieser Patchworkfamilie – aus der Ehe mit seiner neuen Frau Miezi gehen acht Kinder hervor – wächst Hartmut von Hentig in einem Milieu voller Prinzipien und hoher Ansprüche auf, die er jedoch im Vergleich zum Lebensstil des Wilhelminischen Zeitalters als durchaus »liberal« empfindet.

Nach Hartmuts Grundschulbesuch in Kalifornien wird der Vater mehrmals versetzt, unter anderem nach Amsterdam, und kommt auch zurück nach Deutschland. Die Kinder nehmen in aller Selbstverständlichkeit am Leben des Vaters teil, so am Mittagstisch und an den Gesprächen mit den Gästen, dem ersten Ort der Zivilisierung. Ein vom Vater leichtsinnig verursachter Verkehrsunfall, den der Dip-

lomat und sein zwölfjähriger Sohn überleben, bildet für diesen im Rückblick die entscheidende Zäsur, mit der die »Verselbständigung« einsetzt: »Mit diesem Erlebnis war ich nun endgültig Ich geworden.«

Hartmut von Hentig beschreibt in seiner Autobiographie eine bürgerliche Lebensform, in der die außerschulischen »Lerngelegenheiten« einen wesentlich größeren Stellenwert haben als die Schule, das Curriculum, selbst. Gemeinsame Lektüre, Theater-, Museen und Opernbesuche, »Ruder- und Radfahrten ins deutsche Kulturland, in der großen Kirchenmusik«, Besuche bei prominenten Zeitgenossen wie Gerhart Hauptmann, die Jagd oder das Reiten haben seinen Erfahrungsraum geweitet.

Glück hat von Hentig nicht nur in der Kindheit. Nach dem Abitur am Französischen Gymnasium in Berlin und einer Felddienstausbildung zur Führerreserve des OKH wird er im Frühjahr 1945 in Augsburg von den Amerikanern gefangen genommen. Im Gefangenenlager entdeckt er seine Begeisterung für Alte Sprachen. Dadurch wird ein neuer Bildungsprozess in Gang gesetzt: Als er, unglücklich mit seinem im Herbst 1945 begonnenen Studium der Klassischen Philologie in Göttingen, auf dem Weg zum Sattessen nach Oestereiden bei Soest ist, wird er beim Trampen von einem britischen Feldgeistlichen mitgenommen, der ihm über zwei amerikanische Militargeistliche ein Stipendium in den USA geradezu aufdrängt. Ab Sommer 1948 studiert er zuerst an einem kleinen College einer pazifistischen Gemeinde in Elizabethtown, dann an der University of Chicago. Die neuen Ideen von Demokratie und Bildung und die verschiedenen Gestaltungsformen des Lebens, die er dort kennenlernt, werden künftig seine Arbeit und sein Bild von der Wissenschaft unverkennbar prägen. Die intensive Platon-Lektüre, mit der er im Gefangenenlager begonnen hat und die er in den Sommerferien in Deutschland mit

Carl Friedrich von Weizsäcker fortsetzt, fördert seine Neugier, sein Fragenstellen und schärft seinen Ordnungssinn.

Nach dem Vorbild des Vaters lässt Hartmut von Hentig bei sich selbst Strenge walten. Wie Sokrates vertritt er die Ansicht, dass Selbstprüfung unerlässlich sei und richtige Erkenntnis zum richtigen Handeln führe. Denn die Fähigkeit, zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden, liege in der Vernunft des Einzelnen begründet und nicht in der Gesellschaft. In Bezug auf seine Jugend im Nationalsozialismus räumt er freimütig ein, dass er unbedingt zu Hitlers Jungvolk dazugehören wollte und sich nichts sehnlicher als eine Pimpfen-Uniform wünschte. »Kein Held« ist das betreffende Kapitel der Erinnerungen überschrieben. Und in der Tat enttäuscht der Junge die Erwartungen des Vaters nicht (»Ich vertraue fest darauf, dass du dich an nichts Unanständigem beteiligen wirst«), er leistet aber auch keinen Widerstand gegen das Regime, »nicht aus mangelndem Mut (...), sondern aus Mangel an Vorstellungskraft«, wie er rückblickend bekennt. Der Vater »wusste das Notwendige, und er war ja in der Lage, politisch zu handeln. Ich konnte nur ›Gessinnung‹ zeigen – mir selbst.«

Es sind freimütige, liebevoll erzählte, durchaus selbstkritische Erinnerungen, die sich wie ein Plädoyer für bildungsbürgerliche ästhetische Erziehung lesen – diesmal ein Glücksfall für den Leser. Man darf gespannt sein, ob im Nachfolgebund das Leben immer noch so eindeutig bejaht wird.

Hartmut von Hentig, Mein Leben – bedacht und bejaht. Kindheit und Jugend. Carl Hanser Verlag, München 2007, 414 S., € 24,90.



Annalisa Viviani (*1949) ist freie Lektorin, Publizistin und Übersetzerin in München.
Viviani.AutorenEdition@gmx.de